

Service public | Die Ausrichtung der Post-Dienstleistungen lässt Wünsche offen

«Die Post muss über die Bücher»

WALLIS/BERN | In der verflissenen Wintersession der eidgenössischen Räte machte sich in verschiedenen Vorstößen und Voten Unzufriedenheit mit der Post bemerkbar. «Die Post muss über die Bücher», bringt es Ständerat Beat Rieder auf den Punkt.

THOMAS RIEDER

Die teils laute Kritik an der Post ging in der ersten Sessionswoche in den Schlagzeilen über die «Affäre Buttet» etwas unter. Unmissverständlich klar wurde trotzdem, dass sich Parlamentarier, insbesondere aus dem ländlichen Raum, mit dem Rückbau des Poststellennetzes schwertun. Ins gleiche Kapitel fällt das teilweise peinlich-kleinliche Vorgehen bei der bürokratisch verordneten Versetzung der Briefkästen.

Stopp dem Kahlschlag

Beim Poststellennetz spricht Rieder von einem «veritablen Kahlschlag». Aus den 226 Geschäftsstellen im Jahre 2011 wurden im Wallis 2017 noch deren 75. Geplant ist, dass es in Kürze nur noch 25 sein werden. «Würde sich so was ein privates Unternehmen leisten, wäre der Aufschrei der Politik gewiss, selbst bei wirtschaftlichen Schwierigkeiten», sagt Rieder. Die Post mache das aber ohne Zwang. Im Gegenteil: Sie fahre stattliche Gewinne ein. Deshalb sei eine Rationalisierung des Angebots über ein gesundes Mass hinaus nicht nötig. «Gesundes Mass» bedeutet für den Oberwalliser Ständerat, «dass die Post dauerhaft ein Dienstleistungsnetz garantiert, das den regionalen Ansprüchen im ländlichen Lebensraum gerecht wird». Die Vorgabe der Post, dass 90 Prozent der Bevölkerung in 20 Minuten zu Fuss

oder mit einem öffentlichen Verkehrsmittel eine Poststelle oder eine Postagentur müssen erreichen können, erachtet Rieder als viel zu technokratisch.

Nationalrätin Viola Amherd sieht das ähnlich. Sie hat deshalb gleich zwei Motionen eingebracht, die wider den Willen des Bundesrats durchgewinkt wurden. In der ersten Eingabe kritisiert sie, dass als einziger Indikator bezüglich der Einhaltung dieser Vorgabe der Prozentsatz der Bevölkerung publiziert wird, was keine effektive Erreichbarkeit des Netzes in den einzelnen Regionen ziehen lässt. «Hier fordere ich mehr Transparenz», sagte Amherd schon im Vorfeld der Wintersession gegenüber dem WB. Im zweiten Vorstoss geht es ihr um

«eine regional differenzierte Erreichbarkeitsvorgabe in der Grundversorgung». Mit anderen Worten: Wenn auf 94 Prozent der Bevölkerung die Erreichbarkeit der Dienstleistungen zutrifft, liegen im Umkehrschluss 6 Prozent oder 500 000 Personen darunter. Dass das vorab Menschen im ländlichen Raum betrifft, ist naheliegend. «Die Erreichbarkeitsvorgabe sollte deshalb neu auf eine regionale Ebene bezogen und die Kriterien stringenter formuliert werden, um die kleinräumlichen Verhältnisse besser zu berücksichtigen», so Amherd.

Rieder kritisiert ferner, dass die Post die Ansprüche des Tourismus zu wenig berücksichtigt. Der Service gehe insbesondere beim Gepäcktransport

verloren. Zudem seien in den Agenturen die Dienstleistungen nicht so, wie sie von einem hochstehenden Service public erwartet werden dürften. «Es fehlt teils auch an der Ausbildung.» Das habe weitreichende Konsequenzen, deren Auswirkungen zu wenig beachtet würden. «Die Post wird durch den Rückzug aus den Regionen als Unternehmen nicht mehr sichtbar. Und damit auswechselbar.» Die Folge sei, dass sich der Ist-Zustand weiter zurückbilde. Im Wissen, dass ihre Dienstleistungen durch den Wandel der Angebote stark nachlassen, forciere die Post diese Entwicklung selbst noch durch eigene unsinnige Angebote. So etwa eine Gratis-App, über die man sich gegenseitig kostenfrei Ansichts-

karten zuschicken kann. «Das verstehe wer will», sagt Rieder unter dem Verweis auf die Effizienz-Bemühungen bei der ganzen Briefkasten-Versetzung. «Die Post verspielt hier sehr viel Goodwill. Das wird sich auf die PostFinance durchschlagen», ist Rieder überzeugt. Und er fragt sich, ob sich der «gelbe Riese» überhaupt bewusst sei, dass sich die PostFinance-Kundschaft grossmehrheitlich durch Postkunden habe aufbauen lassen.

Auswirkungen auf die PostFinance

Im Parlament wachse daher der Unmut gegen die Strategie der Unternehmung. Sich bewegen und schlanker werden, wo Angebote angepasst werden müssten und nicht mehr gefragt sei-

en, würden alle begrüssen. Nicht aber den Rückzug aus Gebieten, die ein Anrecht hätten auf eine solide Grundversorgung. Wer das nicht einsehe, schade dem Ansehen der Post. Sie verliere ihren Nimbus, weltweit die Nummer 1 zu sein. Gehe das so weiter, würde es mit der Unterstützung im Parlament nicht einfacher, allenfalls eine Banklizenz zu erhalten. Diese wäre für die PostFinance aber notwendig, um ins Kreditgeschäft einsteigen zu können, was ihre Anlagestrategie vereinfachen würde.

Wie sich die unternehmerischen Interessen der Post und die Bedürfnisse des Service public finden könnten, soll nach den Feiertagen an einem «runden Tisch» diskutiert werden.



Briefkasten, Poststelle, PostFinance. Innert weniger Meter aufgereichte Dienstleistungen des «gelben Riesen» am Standort Visp. In den ländlichen Räumen kann von einem solchen Angebot nur noch geträumt werden.

FOTO WB

KOLUMNE

Angepeilt

Gesellschaftlich zuunterst umrunden sie die Welt. Sie kannten nie anderes, wie auch ihre Väter. Sie lernten nie anderes in ihrer Kaste. Wie ihre Grosseltern und Ahnen leben sie von der Gutgläubigkeit aller anderen. Sie machen sich klein. Sie beobachten, beobachten gut. Sie beobachten mich, beobachteten mich schon länger. Nicht erst seit ich kurz zuvor noch in der «Tasca Caldeira» eine Lokrunde schmiss. Sie sassen zuhinterst. Auffallend unauffällig nicht dazu gehörend. Alles immer im Blick, wach und wortlos. Sie hatten mich auserseren, peilen mich an; prompt die Attacke. Die Kneipen sind geschlossen in Velas, auf São Jorge, mitten im Atlantik. Ich stehe allein vor dem Gergsbrunnen mit dem furchterregenden Drachen aus behauenen Basalt auf dem weiten Largo do Município.

«Ola senhor, faz um favor! Könnten Sie mir nicht etwas geben. Hier, die Menschen sind hartherzig. Geben nichts. Und wir leben von was man uns gibt. Du bist anders, man sieht es dir an.»

Ich habe bloss noch 35 Cents im Münzschlitz in der Hose. Selbst auf den Azoren reicht dies nicht für einen Kaffee. Ich werde weich. Das Kleinste, was ich sonst hab, sind 20-Euro-Scheine. Ich zögere. Dennoch reiche ich ihm einen. Ich muss das Portemonnaie öffnen.

«Vielen, vielen Dank.» Er tritt nahe, zu nahe an mich. Rasch überblickt, nicht hastig blickt er. «Gott wird dir es mehrfach vergelten.» Unheimlich rasch und zielsicher. Ich sichere den Geldsack. «Und noch mehr vergelten wird er es dir, wenn du

mir nochmals zwanzig Euro gibst. Por minho companheiro.»

«Nicht das auch noch», – eine altbekannte Situation. Nicht nur professionell, auch dreist die Bettlei.

«Er ist ganz krank. Er ist im Feuerwehrheim.» – «Nein. Zwanzig Euro sind viel.»

«Dann gib mir zehn für ihn. Für die Apotheke.» – «Ich habe keinen Zehner. Ich habe nur Zwanziger und einen Fünfziger.» Ich könnte mich ohrfeigen!

«Siehst du, du hast noch immer mehr als wir beide.» – «Nein.» – «Zehn Euro.» – «Nein.» – «Ach bitte. Du hast so ein gutes Herz.» – «Ich habe aber keinen Zehner.» – «Denke an Gott, der es dir vergelten wird.»

«Woher seid ihr denn?»

Wache, musternde Augen. Irgendwie leer. Keine Antwort.

«Portugiesen seid ihr nicht!» – «Wir sind vom Kontinent. Wir sitzen auf dieser Insel fest, auf der Gottes Herz in dir als Einzigem leuchtet.» – «Ich glaube nicht an Gott.» – «Und noch mehr leuchtet es, wenn du meinen Kollegen auch beschenkst.» – «Näo.» – «Zehn Euro wenigstens.» – «Ich habe keinen Zehner! Näo.» – «Dann wird er krank bleiben.» – «Der Zwanziger ist für beide. Die Hälfte ist für ihn.»

«Wir müssen zurück auf den Kontinent.» – «Woher seid ihr?» – «Vom Kontinent.» – «Portugiesen seid ihr nicht.» – «Den Zehner bitte noch!» – «Ich habe keinen Zehner.» – «Gib mir sonst Geld!»

Lass ich mich erweichen? Das Hirn rattert. Ich raffte mich zu scharfem, energischem «NÃO!»

auf. Dieses Nein galt eher mir selbst. Ich erschrak darob. Nicht mal die 35 Cent rückte ich heraus. Ich blieb hart.

«Vielen Dank trotzdem. Ich werde für dich beten.» Er geht. Langsam geht er. Schleppend sein Gang; ostentativ schleppend. Immer wieder schielt er, im Gehen innehaltend, peilt er zurück.

Unangenehm berührt entferne ich mich an diesem 24. Dezember 2014. Ich gehe rasch, noch einen irreführenden Umweg einschlagend, zur Pension am Hafen. Ich bin einziger Gast im «Neto». Das Personal feiert zu Hause. Zu meinen, noch immer beobachtet zu sein, juckt. So allein. Ansatz von Panik. Es ist halb elf Uhr nachts. Nie verriegle ich ein Zimmer von innen. Ich drehe den Schlüssel zweimal. Es schlief sich gut so, so allein im einzig besetzten von 25 Zimmern, im verriegelten Zimmer mit Fenster zum Hafen. Kein Mitternachtsgelaute vernahm ich. Die Brandung übertönte alles. Auch Schleicher im Flur.

Früh anderntags schlenderte ich mit umgehängter Kamera ziellos durch weihnachtlich leere Strassen und Gassen. Es regnet wie so oft. Im zentralen Park des Praça da República dann doch – erste – Menschen. Diagonal gegenüber, weit hinter der zentralen Musiklaube, in der Ecke. Beide beobachten mich. Eine Stunde später spüre ich sie von der Bar aus hinten im Winkel beim Zigarettenkasten des Restaurantes Velense sitzen, der ersten offenen Gaststätte. Still und hellwach. Die verkaternten Insulaner rühren endlos in ihren Cafésinhos, der Brandy daneben noch intakt. Nur der kranke Kollege peilt noch wachen Auges. Sehend, dass der See-

mann neben mir gegangen ist, macht er, mich peilend, Anstalten, aufzustehen. Ich grinse beide an. Er lässt es bleiben. Sein Kumpan weiss mehr. Ausgepeilt. Unvermittelt starrt er durchdringender, grinsender; grinst kalt, schmierig. Er hebt den Espresso zum Mund. Sie haben von mir abgesehen; von mir, ihrem Opfer.

So manche raten mir auf Reisen immer erst mal zu Misstrauen. Warnen vor Kakerlaken. Vor Abzocke. Auch vor rumänischen Zigeunern. Und unsauberer Tischen. Und Einheimischen. Nur nicht vor sich selbst. Konsumentenschützerisch stolz vorgetragene Reisetipps, derer die Welt nicht harrt. Mögen sie recht haben und sie für sich behalten. Ginge ich allerdings wie sie durch die Welt, manche Begegnung hätte ich gar nie erfahren. Ich spräche noch immer kein Hafenportugiesisch. Nicht mal geradebrecht. Nicht mal betrunken. Bloss englisch, schlechtes Englisch, Weltreisestudentenenglisch. Ich verdrückte überall Burger, keine geheimnisvollen Kutteln. Ich stocherte in Pizzas, nicht komisch fetten Leckereien. Ich stierte in einen Reiseführer; auf einer Piazzaterrasse, nicht in einer Spelunke, und ich läse die Weinetikette auf des Nachbarn Tisch. Den Text auf meiner Colabüchse könnte ich ja schon.

Ich will zahlen. Suche im Portemonnaie nach Kleinerem als einem Zwanziger. Tatsächlich finde ich eine Zehnernote! Ich gucke bass und blöd herum. Die Typen sind weg. Ich bestelle Schnaps.



Joris Charles-Louis
scharloui@gmail.com